

B KULTURWISSENSCHAFTEN

BD LITERATUR UND LITERATURWISSENSCHAFT

BDBA Deutsche Literatur

Freundschaft <Motiv>

1800 - 1933

AUFSATZSAMMLUNG

- 20-1** *Poetik und Praxis der Freundschaft (1800 - 1933)* / Andree Michaelis-König, Erik Schilling (Hg.). - Heidelberg : Winter, 2019. - 227 S. ; 24 cm. - (Beihefte zum "Euphorion" ; 106). - ISBN 978-3-8253-6903-3 : EUR 33.00
[#6451]

Das gegenwärtige Begriffsverständnis von Freundschaft befindet sich in einem semantischen Feld der Ambiguität. Einerseits stellt diese Form der zwischenmenschlichen Beziehung, die im gesellschaftlichen Bewußtsein oftmals nicht sexuell konnotiert ist, ein idealisiertes Phänomen in der von den Herausgebern metonymisch „von Platon bis Derrida“ (S. 10) eingegrenzten Philosophie- und Literaturgeschichte dar. Am Beispiel des Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar läßt sich die durch die Nachwelt hervorge-rufene Bedeutung einer ästhetisch stilisierten Freundschaft ermessen. Andererseits scheint der Begriff der Freundschaft, der inzwischen auf jeglichen losen Kontaktaustausch angewandt wird, mit dem Siegeszug der sozialen Netzwerke der Beliebigkeit anheimzufallen. An das „Zusammenspiel beider Pole“ knüpfen die Literaturwissenschaftler Andree Michaelis-König und Erik Schilling an, indem sie „Poetik bzw. Philosophie und Praxis der Philosophie gemeinsam in den Blick nehmen“ (S. 9). Der von ihnen herausgegebene Sammelband¹ dokumentiert die Ergebnisse einer Internationalen Konferenz zum Thema *In/Über Freundschaft schreiben. Gelebte und Literarisch insze-nierte Freundschaften in der deutschsprachigen Literaturgeschichte*, die 2018 in Frankfurt/Oder stattfand. Der Band enthält zahlreiche literaturwis-senschaftliche Aufsätze, die sich exemplarisch verschiedenen Freund-schaftsmodellen – angefangen mit Friedrich Hölderlins Ode *An Eduard* an-gefangen bis hin zur Briefpartnerschaft zwischen Ernst Jünger und Alfred Kubin – in dem Zeitraum zwischen 1800 und 1933 zuwenden. Eine solche Periodisierung erscheint insofern als überzeugend, als das 18. Jahrhundert als „Jahrhundert der Freundschaft“ (S. 10) einerseits gut erforscht zu sein scheint² und sich andererseits angesichts der Erfahrungen durch „NS-

¹ Inhaltsverzeichnis: <https://d-nb.info/1176276298/04>

² Vgl. etwa *Lessings Freundschaftsbegriff in seinen dramatischen und dialo-gischen Werken* / Lu, Baiyu. - Würzburg : Königshausen & Neumann, 2014. - 238

Diktatur und Shoah“ die „Herausforderungen für Freundschaften [...] fundamental ändern“ (S. 10 - 11), für diese Periode also eher noch Neues zu erkunden ist.

In ihrer Einleitung gehen die Herausgeber auf einen philosophiegeschichtlichen Abriß von Aristoteles ein, der meinte, daß die Freundschaft eine „Vereinigung zweier durch ihre Gleichgesinntheit füreinander bestimmter Menschen“ (S. 13) sei, bis hin zu Jacques Derridas Bestimmung der Freundschaft als „einer *familiären, fraternalistischen* und also *androzentrischen* Konfiguration des Politischen“ (S. 14). Unter einer Freundschaft verstehen die Autoren der Einleitung dieses Bandes eine „zwischenmenschliche Beziehung [...], die (a) nicht institutionalisiert ist, sondern sich (b) in einer kontinuierlichen Praxis ergibt, die (c) Gleichgesinntheit voraussetzt sowie Gleichheit verspricht und (d) auf einem hohen Grad von Intimität beruht, (e) ohne jedoch Körperlichkeit einzuschließen“ (S. 11). Neben der individuellen Vertrautheit beruhe die Freundschaft auf einer „kulturelle[n] Kodifizierung“, die „oft auf Gesinnungs- und manchmal auch [auf] Standesgleichheit“ (S. 11) basiere. Die Herausgeber verweisen damit auf den Unterschied zwischen einer Nutzen- und einer Seelenfreundschaft, der sich seit der Antike nachvollziehen lasse.

An den philosophiegeschichtlichen Abriß der Herausgeber knüpft der Literaturwissenschaftler Thomas Heinrich in seinem Beitrag über die Freundschaft im 18. Jahrhundert an, in dem er die bisherigen Forschungspositionen zu diesem Sujet zusammenfaßt. Die zunehmende Herauslösung des Individuums aus der Ständegesellschaft sei die sozialgeschichtliche Voraussetzung für ein neuartiges Verständnis der Freundschaft als einer zwischenmenschlichen Beziehung gewesen. Heinrich greift in seinem Aufsatz die Grundthese des Sammelbands auf, wonach die „Freundschaft als Kategorie sozialer Beziehungen [...] nicht unabhängig von den ihr zugrunde liegenden Praktiken gedacht werden“ (S. 28) könne. Sein Augenmerk richtet der Literaturwissenschaftler deswegen auf die Textsorte des Briefs, die sowohl als faktuales Medium in der gelehrten Republik als auch als fiktionale Textform im 18. Jahrhundert hohe Popularität genoß. Anhand der von Johann Wilhelm Ludwig Gleim herausgegebenen **Freundschaftlichen Briefe** (1746) erläutert Heinrich, wie „Briefe der Einübung in jene sozialen Fertigkeiten dienen, die die Herausgeber als wesentlich für die gelebte Freundschaft erachten“ (S. 31). Neben der „tugendhafte[n] Haltung - ‘Zärtlichkeit, Treue und Redlichkeit’ -“ gehören hierzu die „intellektuellen Fähigkeiten: ‚Verstand, Witz, Munterkeit des Geistes““ (S. 31). Doch die „publizistische Inszenierung einer Freundschaft“ (S. 34), die sich in der epistolalen Literatur des 18. Jahrhunderts widerspiegelt, stieß beim Lesepublikum auch auf eine kritische Resonanz. Jene literarisch stilisierten Emotionen empfanden die Zeitgenossen teils als übertrieben, teils als vorgespielt. Der Verfasser beschließt seinen Aufsatz mit dem Urteil, wonach die „Freundschaftskorre-

spondenz“ mit der Expansion des Buchmarkts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend zur „Ware“ wurde (S. 36).

Betrachtet Heinrich die Vielfalt der Freundschaftsentwürfe im 18. Jahrhundert aus einer sozial- und mediengeschichtlichen Perspektive, so erläutert Erik Schilling anhand von Hölderlins mit mythologischen Referenzen versehener Ode **An Eduard** die Vielfalt der Freundschaftsvorstellungen um 1800. An diesem Gedicht, das ein biographisch-literarisches Spannungsfeld erkennbar werden läßt, spiegelt sich einerseits eine erotisch kodierte Männerfreundschaft wider, andererseits läßt es sich als Anspielung auf die Koalitionskriege verstehen. Der These Schillings, wonach die Ode **An Eduard** ein „paradigmatischer Text über Freundschaft“ sei, der „die Diskurse am Ende des 18. Jahrhunderts“ (S. 48) zusammenfasse, läßt sich weitgehend zustimmen, wenngleich das heroische Pathos - sieht man von Heinrich von Kleist und Karoline von Günderode einmal ab – vor allem eine Eigentümlichkeit des Verfassers Hölderlin war.

Auf diesen literaturtheoretischen Überlegungen aufbauend, widmet sich der zweite Teil dieses Sammelbands der *Freundschaft als Diskurs und Kommunikationsmodell* im 'langen 19. Jahrhundert'. Den Auftakt stellt der von Johanna Preusse vorgestellte Briefwechsel zwischen dem Dichter Ludwig Tieck in der Spätphase seines Schaffens und dem Historiker Friedrich von Raumer dar. Sie vertritt dabei die These, wonach sich in deren Freundschaft zugleich „das Verhältnis von Autor und Leser“ (S. 66) widerspiegele. Tieck, der ein „Nachlassbewusstsein“ (S. 56) für das eigene Werk gehabt habe, war sich bewußt, daß die Briefe posthum veröffentlicht würden, und habe seine Korrespondenz mit einer „Freundschaftssemantik“ (S. 66) mit Blick auf die Nachwelt stilisiert.

Einen empfindsam konnotierten Sprachduktus arbeitet auch die Literaturwissenschaftlerin Jan Kittelmann in ihrem Aufsatz über die Brieffreundschaft zwischen der Salondame Rahel Levin Varnhagen und Adelheid von Carolath heraus, deren Korrespondenz erst in jüngerer Zeit erschlossen wurde. In ihrem Briefwechsel spiegele sich, so die These der Autorin, eine „Literarisierung der Freundschaft“ (S. 74) wider. Rahel Varnhagen trete in dieser Korrespondenz als „Mentorin“ auf, die die 25 Jahre jüngere Adressatin „durch die Weitergabe des eigenen Erfahrungs- und Kommunikationsmodells“ (S. 77) zum schriftlichen Austausch anregen will. Der romantische Brief, so hebt es Jana Kittelmann hervor, habe um 1800 über die persönliche Beziehung hinaus eine gesellschaftliche Bedeutung gehabt. Nicht selten wurde aus der Korrespondenz vorgelesen; deren Inhalte (oftmals Buchbesprechungen) dienten vielfach als ein Anknüpfungspunkt für gesellige Gespräche, und spätestens bei der Publikation der Briefe zeigte sich, daß ein privates Netzwerk (hier: die Angehörigen der Familie Pückler resp. Varnhagen) für deren Verbreitung verantwortlich war. Zugleich stelle der „Freundschaftsbrief“ den Ort dar, „an dem man die körperlichen und seelischen Gebrechen und Verletzungen, die aus unterschiedlichen Erfahrungen und Konstellation herrühren, benennen und zugleich auf dem Papier überwinden kann“ (S. 77). Für Rahel Varnhagen erwies sich die private, im freundschaftlichen Tenor gehaltene Korrespondenz auch immer als Mög-

lichkeit, um ihre Ausgrenzungs- und Fremdheitserfahrungen als Jüdin in der preußischen Gesellschaft thematisieren zu können.

Neben Jana Kittelmann problematisiert der Literaturwissenschaftler Andree Michaelis-König die Auswirkungen des in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmenden Antisemitismus auf die „jüdisch-deutsche Freundschaft“ am Beispiel der Schriftsteller Berthold Auerbach und Gustav Freytag. Tauschten sich beide Autoren über Jahrzehnte hinweg mit einer „verspielte[n] Zärtlichkeit“ (S. 84) aus, so verkühlte sich der Ton in deren späteren Lebensjahren. Berthold Auerbach, der selbst jüdischer Herkunft war, warf seinem Dichterkollegen Gustav Freytag vor, sich nicht genügend vom grassierenden Antisemitismus distanziert zu haben. In der literarischen Öffentlichkeit trugen beide Schriftsteller ihre private Unterhaltung in teils einander wohlgesonnenen Rezensionen, teils in Verrissen ihrer Werke aus. Dem „*furor teutonicus*“ der Antisemiten hielt Auerbach einen „*furor criticus*“ entgegen, der sich in den Besprechungen der Romane seines Freundes äußerte. Zwar konnte sich Gustav Freytag unter Berufung auf die christliche Nächstenliebe von der extremen Judenfeindschaft distanzieren; jedoch waren seine literarischen Figuren nie frei von antisemitischen Stereotypen entworfen worden. Am Ende habe Freytag, so resümiert Andree Michaelis-König, „die Angst und den Furor des jüdischen Freundes offenbar noch nicht, vielleicht nie nachvollziehen“ (S. 103) können.

Ganz unter dem Signum eines drohenden Antisemitismus stand, wie es die Literaturwissenschaftlerin Dorothee Gelhard in ihrem Aufsatz verdeutlicht, auch die Freundschaft zwischen dem Kunsthistoriker Aby Moritz Warburg und dem Philosophen Ernst Cassirer. Die beiden Gelehrten befruchteten sich in ihren ästhetischen Anschauungen wechselseitig. Warburg entwickelte unter dem produktiven Einfluß seines Freundes Cassirer eine Poetologie der Intermedialität. In den „mythologischen Darstellungen der Frührenaissance“, so lautete dessen These, sollte das „antike *Erzählen* in der Renaissance durch ein *Zeigen* ergänzt werden“ (S. 108). Während in der attischen Tragödie etwa die *Epeisodien* (Handlungen) und die *Chorlieder* voneinander szenisch getrennt seien, stelle die Oper eine Kunstform dar, in der sich eine „neu[e] Form des Rezitativs“ (S. 107) herauskristallisieren sollte, bei der ‚Wort‘ und ‚Bild‘ eine Einheit ergäben. Die „Korrelation von gezeigtem Leben und erzählter Kunst“, die „neue Lebenswirklichkeit der Menschen in der Renaissance vermittelte“, stellte eine ästhetische Überschneidung dar, die beide Philosophen miteinander verbinden sollte. (S. 119) In Anlehnung an Warburg entwickelte Cassirer, so Gelhard, mit Hilfe der Interpretationsgrundlage von Thomas Manns Exilroman ***Lotte in Weimar*** eine Romantheorie, die ebenfalls auf der Ästhetik der Intermedialität beruhte. Die „produktive Einbildungskraft“ (S. 113) wird der These Cassirers zufolge in dem Roman dadurch aktiviert, daß Goethe als literarische Figur im ersten Teil der Handlung nicht erscheine, aber durch die Gespräche der Weimarer Gesellschaft eingeführt und vorgestellt werde. Diese Abwesenheit der Hauptfigur „ist für Cassirer Ausdruck des sinnlichen Bestandteils der Vergegenwärtigung, der eben kein mimetisches Abbild ist, sondern eine besondere Bewusstseinsleistung“ (S. 114). Cassirer verfolgte das rezeptionsästhetische

Ziel, zu ermöglichen, daß die Leserschaft „das Widerspiel des Lebens im Bild der Kunst erkennen“ (S. 119) könne.

Der dritte Teil dieses Sammelbandes vereinigt Beiträge, die sich mit der *Freundschaft als gelebte[r] Fiktion* einerseits und *als fiktionalisierte[m] Leben* andererseits auseinandersetzen (S. 123). Aus einer rezeptionsästhetischen Perspektive untersucht Andreas Kraß dieses Thema anhand der „Blutsbrüderschaft“ zwischen den Figuren Old Shatterhand und Winnetou in dem Hauptwerk Karl Mays. Der Literaturwissenschaftler verdeutlicht, daß die gelebte „Männerfreundschaft“ und die Stilisierung des „edlen Wilden“ den Publikumsgeschmack des 19. Jahrhunderts ansprachen, aber in der späteren Rezeptionsgeschichte (etwa bei Arno Schmidt) die Frage nach den homoerotischen Implikationen zwischen den beiden Protagonisten aufgeworfen hätten. Britta Benart untersucht die ambivalente Freundschaft zwischen Lou Andreas-Salomé, immerhin eine Vertraute Nietzsches, Rilkes und Freuds, mit Frieda von Bülow, die sowohl feministische als auch kolonialistische und antisemitische Ansichten vertrat. Mit ihrer literarisch inszenierten Freundschaft verfolgten beide Schriftstellerinnen das Ziel, „sich gegenseitig zu einer Festigung ihrer Position innerhalb der konkurrenzstarken Literaturszene um 1900 zu verhelfen“ (S. 137).

Wie eine reale Freundschaft den Stoff für eine ästhetische Produktion bietet, untersucht Moritz Strohschneider anhand von Robert Musils Hauptwerk ***Der Mann ohne Eigenschaften***. Er verdeutlicht, wie sich in der spannungsreichen Freundschaft zwischen dem Protagonist Ulrich und den karikaturesk gezeichneten Nebenfiguren Walter und Clarisse und deren zunehmenden Entfremdung voneinander zugleich die Erfahrungen des Autors widerspiegeln. Die „außerliterarische Jugendfreundschaft“ (S. 151) mit dem Musiker Gustav Donath und dessen Ehefrau Alice Charlemont, die zugleich das Potential einer Dreiecksbeziehung hatte, weist in den Augen Strohschneiders „zahlreiche Parallelen“ (S. 158) zu der Figurenkonstellation im Roman auf. Überzeugend stellt der Verfasser, der mit Recht vor einer allzu autobiographischen Lesart des Werks warnt, die „Rückbindung der literarischen Freundschaft an die Realität (S. 158) dar. Gustav Donath, der sich offenbar mit der überspitzt dargestellten Figur des Walter identifizieren konnte, habe nach der Lektüre des ***Manns ohne Eigenschaften*** den Kontakt zu dem Autor Robert Musil abgebrochen.

Wie „Freundschaft im Spannungsverhältnis von Intimität, Recht und Politik“ (S. 167) stehen könne, verdeutlicht die letzte Sektion dieses Bandes, die sich vor allem der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zuwendet. In seinem erzählerisch sehr ansprechenden Beitrag *Die dünne Haut von Rosenkavalieren* untersucht Hans Richard Brittnacher die ambivalente Beziehung zwischen dem Schriftsteller Hugo von Hoffmannsthal und dem Lebemann Harry Graf Kessler, die sich beide durch Dandytum, aristokratischen Lebensstil und Egozentrik auszeichneten. Der „rote Graf“, der sich in der Weimarer Zeit verstärkt der sozialen Frage zuwandte, erwies sich für Hoffmannsthal, den wohlbekannten Autoren der Wiener Moderne, als Inspirationsquelle für das Drama ***Die Rosenkavalier***. An der produktionsästhetischen Frage der Beteiligung Kesslers an der Konzeption dieses Werks sollte die Freund-

schaft zerbrechen. Während Hoffmannsthal in dem ‚roten Grafen‘ lediglich einen „‘verborgenen Helfer‘“ ansah, betrachtete sich Kessler selbst als „‘Mitschöpfer‘“ der **Rosenkavaliere** (S. 177) Außer der Frage der Herausgeber-schaft trübte auch die Homosexualität Hoffmannsthals die Freundschaft zu Kessler, der diese mit Befremden wahrnahm. Brittnacher zeichnet dabei ein Porträt der wilhelminischen Ära, in der Homosexualität – man denke nur an die Eulenburg-Affäre oder die Inhaftierung Oscar Wildes – zunehmend inkriminiert wurde.

Daß auch im Kreis um den Dichter Stefan George das Thema der Homoerotic präsent war, verdeutlicht die Literaturwissenschaftlerin Carola Groppe. In ihrem Beitrag *Freundschaften mit Auftrag und Gefährdung* zeichnet sie ein kulturgeschichtliches Bild dieses elitären Zirkels, dem vor allem junge Männer angehörten. Carola Groppe verdeutlicht, daß Freundschaft ein gruppenhaltendes Mittel war, um die „Kreisexistenz“ (S. 201) aufrechtzuerhalten. Die Mitglieder des George-Kreises sollten durch Freundschaft einerseits aneinandergebunden werden; andererseits dadurch auf eine Karriere vor allem im Universitäts- und Staatswesen vorbereitet werden. Zugleich trug die Sozialdynamik der „Meister-Jünger-Struktur“ (S. 201) zu einer Abschottung gegenüber der Gesellschaft bei.

Im letzten Aufsatz dieses Sammelbands werden mit Ernst Jünger und Alfred Kubin zwei weitere Exponenten der Konservativen Revolution vorgestellt. Beide Schriftsteller, die eine Vorliebe für apokalyptische Szenarien und expressionistische Darstellungen hatten – Jünger ließ sich etwa von Kubin zu seinem essayistischen Werk **Das Abenteuerliche Herz**, das 1938 in Zweitaufgabe erschien, inspirieren -, führten bis in die 1930er Jahre hinein eine Brieffreundschaft, die Bures als „an example in miniature of friendship’s larger significance for the culture of the inner emigration“ (S. 221) bewertet. Resümierend betrachtet, vereinigt der Sammelband, der leider kein Namenverzeichnis, dafür aber ein *Verzeichnis der Autorinnen und Autoren* enthält, zahlreiche sehr lesenswerte Beiträge, die sich dem Phänomen der Freundschaft im „langen 19. Jahrhundert“ aus einer vornehmlich literaturgeschichtlichen Perspektive annähern. Die Freundschaft dabei sowohl als „Diskurs- und Kommunikationsmodell“ als auch als „gelebte Fiktion“ zu begreifen, erwies sich dabei als überzeugender Ansatz. Jedoch läßt sich die methodische Prämisse, sich auf die Literaturgeschichte zu konzentrieren, nur mit Einschränkungen nachvollziehen. Indem sich die Herausgeber auf die „Verschränkung von Fakt und Fiktion“ (S.9) konzentrieren, bleibt als gattungsästhetische (und vermutlich schwer zu lösende) Frage offen, in welchem Spannungsverhältnis eine literarisch stilisierte Freundschaft einerseits und eine reale Freundschaft andererseits zueinander stehen. Auch wenn die jeweiligen Einzelstudien für sich einen Erkenntniswert haben, wäre es zu begrüßen gewesen, wenn die Autoren ein Fazit aus den Ergebnissen des Sammelbandes gezogen hätten. Nach der Lektüre dieses Bandes kann man hoffen, daß die Herausgeber die Literatur- und Kulturgeschichte der Freundschaft bis in die Gegenwart weiterschreiben.

Martin Schippan

QUELLE

Informationsmittel (IFB) : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/>

<http://informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=10109>

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=10109>